



er auf Großwildjagd geht, muss Geduld haben. Mehr als drei Jahrzehnte ist es her, dass Peter Beard in mein Visier geriet, und immer noch ist meine Neugier nicht gestillt. Damals war er in Kenia der neue Leitbulle der „White community“, jener Jäger und Abenteurer, Aufschneider und Zivilisationsflüchtlinge, die in den grünen Hügeln Afrikas nach Freiheit und Vergessen suchten.

In seinem 1965 erschienenen Buch mit dem doppeldeutigen Titel „The End of the Game“ („Die letzte Jagd“) hatte er das Unheil dokumentiert, das die Weißen und ihre Zivilisation über den dunkel lockenden Kontinent gebracht hatten: Indem sie das Wild (game) in den Tod trieben, besiegelten sie das Ende ihres eigenen Spiels (game). „Weniges“, schrieb „Out of Africa“-Autorin Karen Blixen ihm, „hat mich je so tief berührt wie Ihr Epitaph, Ihr Denkmal für Old Africa, das mir so sehr am Herzen lag.“ Damit war Peter Beard sozusagen in den Adelsstand der „guten Weißen“ erhoben. Gleichzeitig trat er heraus aus dem langen Schatten der Baronin Blixen, deren Liebschaften und Extravaganzen bis dahin das Hauptgewürz der kenianischen Gerüchteküche gewesen waren.

Jetzt stand Peter Beard im Mittelpunkt, so schön, so jung, so talentiert und mutig. Und so ambivalent. Sein Buch war eine einzige Anklage gegen die weißen Eindringlinge. Und dennoch bewunderten und respektierten sie ihn – ein beschimpftes Publikum ist immer das dankbarste. Peter Beard war sich des Dilemmas bewusst: Er war Teil des Verderbens und schlug Kapital daraus. Schlimmer noch, mit seinen Fotos und seiner attraktiven Persönlichkeit („Halb Tarzan, halb Lord Byron“, beschrieb ihn der US-Journalist und Autor Bob Colacello) verlieh er dem todgeweihten Paradies jenen Glamour, der unweigerlich weitere Weiße nach Afrika zog, vor allem Touristen, die wilde Tiere und Helden wie ihn hautnah erleben wollten. So auch ich. Mit den Elefanten, Giraffen und Löwen gab es kein Problem, die bekam man auf jeder Safari garantiert zu sehen. Aber wo konnte man die wilden Kerle treffen?



ie Terrasse des Norfolk Hotels in Nairobi, des beliebtesten „Watering hole“ der lebenden Legenden, wo schon Winston Churchill und Theodore Roosevelt, König Georg V., Ernest Hemingway und Graham Greene ihr Jägerlatein gesponnen hatten, war ein sicherer Tipp. Tatsächlich saß Peter Beard da, in kurzen Hosen und Sandalen, unverschämt gut aussehend, leutselig, lachend – unerreichbar. Umringt von einem ständig wachsenden Kreis rauer Kerle und geschmeidiger Gazellen hielt er Hof. „Und lässt andere die Zeche zahlen!“, raunte meine Gastgeberin, eine in Afrika geborene Weiße.

Im Eildurchgang weihte sie mich in Nairobis Klatsch und Tratsch ein. Dass Karen Blixen hier eher als gescheiterte Existenz denn als romantische Figur gesehen wurde. Und dass dieser Peter Beard zwar grandiose Fotos machte, aber eine dubiose Existenz führte. Warum gebärdete er sich als

Schnorrer, obwohl er doch angeblich reicher Erbe war? War er bankrott? Und wenn ja, warum: Frauen oder Drogen? Es hieß, er konsumiere beides heftig. War er wirklich gut Freund mit den Kennedys und allen großen Künstlern seiner Generation? Oder war er nur ein weiterer Geschichtenerzähler, wie es sie hier zuhauf gab?

Lauter Fragen, auf die ich bis heute nicht alle Antworten weiß, obwohl ich auf seiner Fährte geblieben bin. Je mehr ich über ihn erfuhr und je widersprüchlicher die Informationen waren, umso größer wurde mein Interesse. Aber meine Versuche, ihn persönlich zu treffen, scheiterten ein ums andere Mal. Selbst Freunde und enge Mitarbeiter verloren immer wieder seine Spur. Da Heldenverehrung aus der Ferne am besten funktioniert, erschien er mir bald überlebensgroß – ein fliehendes Standbild.



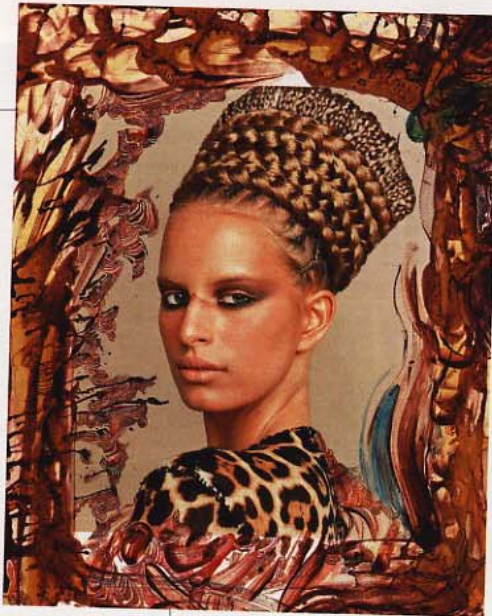
Abenteurer-Künstler Peter Beard inmitten seiner Arbeiten (o.); seine künstlerischen Arbeiten (vorige und folgende Seiten sowie linke Seite) sind Gesamtkunstwerke aus Tagebüchern, Skizzenheften, Collagen und Fotoalben. Sie werden in Galerien der USA zu Höchstpreisen gehandelt

So viel ist klar: Peter Beard befand sich immer auf der Flucht vor der Langeweile, die er mehr fürchtet als Tod und Teufel. Ein Ausweg tat sich dem Heranwachsenden auf, als er „Out of Africa“ (deutscher Titel: „Afrika, dunkel lockende Welt“) las, Karen Blixens poetisch-nostalgische Erinnerungen an ihre Kaffeefarm in Kenia, die 1985 mit Meryl Streep verfilmt wurden. Mit dieser „Bibel“ im Gepäck reiste Beard im August 1955 als 17-Jähriger nach Afrika und verfiel sofort diesem „Paradies, das Größe und Freiheit atmete“. Was war dagegen New York mit seinen Eliteschulen, die er auf Wunsch seines Vaters durchlaufen hatte? In Amerika erwartete ihn ein Leben ohne Herausforderungen, abgesichert durch doppeltes Vermögen. Das eine hatte sein Urgroßvater James J. Hill mit dem Bau von Eisenbahnen erwirtschaftet, das andere kam vom Großvater Pierre Lorillard, der zur Tabakdynastie gehörte und außerdem eine Firma namens Tuxedo besaß, die jenem Abendanzug den Namen gab, den man bei uns Smoking nennt... und den Peter Beard nie anlegen wollte.

Wild und gefährlich wollte er leben. Und das aus reiner Existenzangst – aus Angst, keine eigene Existenz zu haben. Schon in frühen Jahren hatte er begonnen, sich seines Lebens zu versichern, indem er Tagebücher führte, die seine Fotos, Zeichnungen und Texte aufnahmen: „Nichtigkeiten“, wie er sagt. „Aber sie ergaben eine Ansammlung, sodass es am Ende aussah, als wäre ein Jahr prallvoll gewesen.“ Diese Scrapbooks sind heute hoch gehandelte Kunstwerke, umso mehr als etliche davon bei einem Brand verloren gingen. „Ich habe das nie als Kunst betrachtet“, sagt Beard. Ähnlich urteilt er über seine Fotografie: „Das ist ein reines Hobby, keine Kunst.“

Obwohl er an der Yale University Kunstgeschichte studiert hat, wollte er nie Künstler werden. Er wollte leben! Deshalb ließ er sich in der Werbeagentur, in der sein Vater ihm einen Job besorgt hatte, gar nicht erst blicken, sondern reiste 1961 nach Afrika. Als geistige Wegzehrung diente ihm ein Besuch bei der heimgekehrten Karen Blixen in Dänemark, die er durch Vermittlung eines Vetters kennengelernt hatte und die ihn ermutigte, die Schönheit der afrikanischen Welt zu dokumentieren, so lange sie noch existierte. Sie fasste so viel Vertrauen zu ihrem jugendlichen „Seelenverwandten“ (als solche bezeichneten sich übrigens auch Carson McCullers, Ernest Hemingway und Orson Welles), dass sie ihm ihr eigenes Fotoarchiv überließ. Zum Dank mehrte Beard mit jedem seiner Bücher Karen Blixens Ruhm. Er kaufte ein Grundstück von 180 000 Quadratmeter neben Blixens ehemaliger Farm in den Ngong-Hügeln und errichtete darauf die Hog Ranch, auf der die namengebenden Warzenschweine zahlreicher daheim sind als die Menschen, die eher provisorisch in Zelten und Hütten hausen. Beard übernahm auch Blixens treuen Hausdiener Kamante, dessen Aquarelle und Erinnerungen er, angereichert mit eigenen Fotos, 1975 unter dem Titel „Longing for Darkness“ veröffentlichten konnte – dank seiner Freundschaft zu Jackie Onassis. Die hatte ihren Einfluss geltend gemacht, denn – so schrieb sie im Nachwort – „Out of Africa‘ hat mir immer mehr bedeutet als jedes andere Buch“.

Natürlich half es auch, dass Peter Beard in jungen Jahren mit Jackies Schwester Lee Radziwill romantisch verbandelt war. Überhaupt hat es ihn nie geniert, seine Kontakte zu prominenten Personen zu nutzen. Da er selber aus dieser Gesellschaftsschicht kommt, weiß er, dass sie alle dankbar sind für ein wenig Abwechslung. So war es ein Leichtes für ihn, die schwarze Schönheit Iman vertraglich bei der führenden Model-Agentur Wilhelmina (ebenfalls eine enge Beard-Freundin) unterzubringen, noch ehe man sie dort überhaupt zu Gesicht bekommen hatte. Er hatte sie dort als naive Wilde angepriesen, die angeblich im afrikanischen Hochland Herden gehütet hatte und von ihm bei einer seiner Fotosafaris entdeckt worden sei. Erst Jahre später räumte das Schlitzohr ein, dass Iman in Wirk-



Weiblichkeit war für den Womanizer Beard von jeher ein Faszinosum: „Die Wahrheit ist, dass ihn nur Schönheit interessiert“

lichkeit eine gebildete Diplomantochter war, die auf Nairobis Hauptstraße sein Augemerke gefunden hatte.

In New York stieg sie sofort zum Supermodel auf, nicht zuletzt dank Beards Märchen über ihre Herkunft. Heute hat sie ihre eigene Kosmetikfirma und ist seit 1992 mit Rockstar David Bowie ver-

heiratet, was ihre Aura zusätzlichen verstärkt. Mit Peter Beard ist sie nach wie vor befreundet, obwohl sie ihn nicht unkritisch sieht: „Er liebt den Mythos Afrika, aber nicht die Menschen, obwohl es ihr Land ist und nicht eine britische Kolonie!“



Die Wahrheit ist, dass ihn nur Schönheit interessiert.

Und die fand er bei seiner Ankunft in Kenia im Überfluss. Das weite Land war unter Hundert verschiedenen Stämmen mit höchstens fünf Millionen Menschen aufgeteilt, die zwischen ungezählten Millionen wilder Tiere lebten. Damals „musste der Mensch sich vor den Tieren schützen, heute müssen die Tiere vor den Menschen geschützt werden“, schreibt er 1977 in der Neuauflage von „The End of the Game“. Innerhalb von nur 50 Jahren ist die Bevölkerung auf über 30 Millionen explodiert, und das Land versinkt unter dem Zement der Straßen und Häuser. Es ist kein Platz mehr da für die großen Tiere, sie verwüsten das Land auf der Suche nach Nahrung und sterben einen qualvollen Hungertod. Peter Beard reagiert sarkastisch, wenn Vernissage-Besucher beim Anblick seiner Fotos von toten Elefanten sofort die Kreditkarten zücken, um zur Rettung der armen Tiere beizutragen: „Die sollen lieber ihre Pekinesen und Pudel in der Park Avenue knuddeln!“

Wer ihn als Retter der bedrohten Tierwelt verherrlicht, übersieht, dass dieser Mann Blut an seinen kräftigen Händen hat: „Ich habe Tausende von Tieren getötet“, bekannte er in einem TV-Interview, „Krokodile, Nilpferde, Elefanten – alles!“ Mag sein, dass manches übertrieben ist, aber Peter Beard schneidet nicht auf, um zu lügen, sondern um zu genügen. Wie alle großen Geschichtenerzähler ist er ein Werbender, der um Anerkennung, Bewunderung und Liebe buhlt. Sein Freund Francis Bacon hat ihn mehr als 30-mal in seiner typischen Manier mit grotesk verzerrten Zügen porträtiert. Nirgendwo ist Peter Beard klarer zu erkennen als in diesen verquälten Gesichtern. „Dieser Mann weint im Inneren“, sagt sein Galerist Peter Tunney.

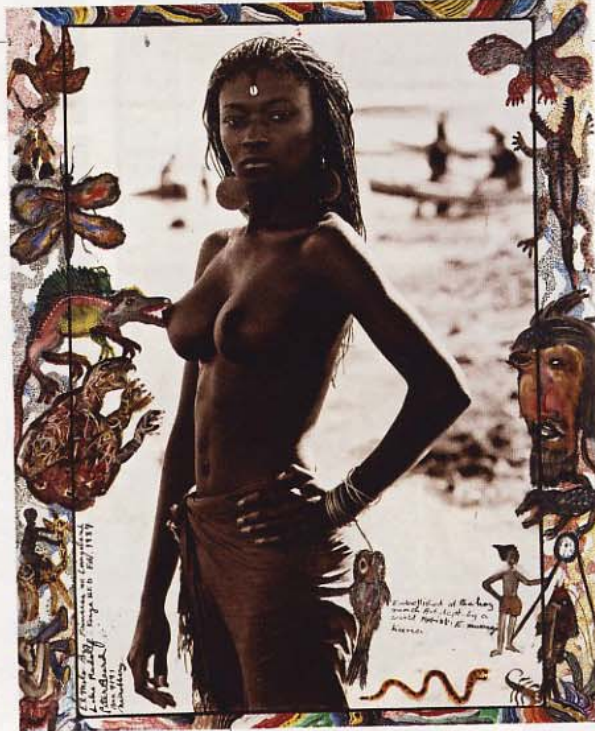
124

Peter Beard bekennt sich dazu, Gefühle zu unterdrücken. Nichts wäre schlimmer für ihn, denn als Jammerlappen zu gelten. Gern zitiert er Nietzsche: „Was uns nicht umbringt, macht uns stärker.“ Freundin Iman glaubt, dass er nur eine Angst kennt: „Ein durchschnittliches Leben zu führen, wäre für ihn die Hölle auf Erden, da ist ihm ein großes Desaster schon noch das kleinere Übel.“

nd das Desaster kam, als ihn im September 1996 eine Elefantenkuh angriff, niedertrampelte und so schwer verletzte, dass er bei seiner Einlieferung ins Krankenhaus von Nairobi als klinisch tot galt. Er wurde ins Leben zurückgeholt, aber offenbar in ein anderes Leben. Von Abenteuern hört man seither nichts mehr. Stattdessen hat er sich mit seiner (dritten) Frau Nejma versöhnt, einer stolzen Afghanin aus muslimischer Familie, deren Schönheit sich wohlthuend von der üblichen Model-Glätte unterscheidet. Vor dem Unfall befanden sich die beiden in einem erbitterten Scheidungskrieg, bei dem sie ihm vor allem verantwortungsloses Verhalten gegenüber der damals achtjährigen Tochter Zara vorwarf. Einer Journalistin sagte Nejma: „Er ist total gelähmt vor lauter Angst, alt zu werden, Peter will jung sein und Drogen sind sein Fluchtmittel.“ In einem der wenigen Interviews, die er seit seinem Zusammenstoß mit dem Elefanten gegeben hat, sagte er: „Ich habe nie etwas getan, von dem ich nicht annahm, es könnte nicht zu einem Unglücksfall führen, was das Beste wäre, was mir passieren könnte.“

Nun ist die Familie wieder vereint, und Nejma, die 20 Jahre jünger als der 1938 geborene Peter Beard ist, hat mit ihm gemeinsam „Zara's Tales“ vollendet, das Buch, das er der Tochter gewidmet hat. Seit 2001 fungiert sie als Vizepräsidentin seines Studios, und seither entsteht eine große Ausstellung nach der anderen, ein Buch nach dem anderen. Es sind die immer gleichen Motive in immer neuen Zusammenstellungen: das alte Afrika der Safaris im großen Stil, der Tod der Tiere in den Reservaten, nackte Frauen – „die einzige Schönheit, die geblieben ist“. Garniert sind die Collagen mit handschriftlichen Anmerkungen, Schnapsschüssen von Freunden, Zeitungsausschnitten und Blut, immer wieder Blut, von dem Peter Beard manchmal behauptet, es käme aus der Metzgerei und dann wieder, es sei in seinen eigenen Adern geflossen. Auf Deutsch zitiert er aus dem „Faust“: „Blut ist ein ganz besonderer Saft“.

Von seinen engsten Blutsverwandten, den Eltern, hat er nicht viel gehalten und alles riskiert, um anders zu leben als sie, die sich



Beard-Werk Fayal Tall (1984): Für den Künstler „reine Zufallsprodukte“

nur für ihr Vermögen interessierten. Jetzt lässt er immerhin zu, dass seine Werke zu Höchstpreisen vermarktet werden. New Yorker Galeristen berichten von Preisen zwischen 20 000 und 40 000 Dollar, die inzwischen für Beards Arbeiten hingeläutert werden. Früher spielte er dagegen den Bruder Leichtfuß, der nicht einmal eine Krankenversicherung hatte. Solche Nonchalance kam ihn

ihn nach dem Unfall freilich teuer zu stehen.

er weiß, vielleicht haben die Verletzungen ihn nicht nur monatelang lahmgelegt, sondern auch seinen inneren Krieg befriedet. Es scheint, als könne Peter Beard seine eigenen Arbeiten jetzt mit anderen Augen sehen – mit den Augen der anderen, die seine täglichen „Zufallsprodukte“ schon lange als Kunst einschätzen. Könnte es sein, dass seine Tagebücher, die er, das schwarze Schaf einer hochmögenden Familie, seit Knabenzeiten mit zuverlässigem Fleiß führt, nicht nur dazu dienten, die leeren Seiten seines Lebens zu füllen? Könnte es sein, dass sein Leben selber seitenfüllend ist?

Das alles hätte ich ihn gern gefragt. Aber auch letztes Jahr, als bei Taschen eine limitierte Art-Ausgabe zum Preis von 4000 Euro erschien (und sofort vergriffen war), gab Peter Beard auf Interview-Anfragen keine Antwort. Monatelang hieß es, er sei verreist und wer weiß, ob er bis heute zurückgekommen ist? In Kenia hat er angeblich Einreiseverbot, und in New York sichtet man ihn nur sporadisch.

Ich finde mich damit ab, dass ich ihm wohl nie begegnen werde und tröste mich damit, dass es dem Zen-Meister Peter Matthiessen mit dem Schneeleoparden im Himalaya auch so erging: Trotz aller Anstrengungen bekam er das legendäre Tier nie zu sehen. Doch bei der Spurensuche kam er seinen eigenen Sehnsüchten ein Stück näher. Und der Mythos blieb lebendig. Ich werde mich dann mit der Neu-Auflage von „The End of the Game“ begnügen, die im Mai erscheint – für zahme 29,99 Euro.

